

weil es ein hoffnungsvoller Künstler war, der da in der Blüte seiner Jahre schrecklich dahinging.

Hans Huckedichs Eltern waren die bravsten Menschen; der Vater im Stande eines Lehrers, die Mutter ehemalige Gouvernante in den besten Häusern. Schon als Hänschen zeigte unser Hans besondere Lust und Fähigkeit, kleine Modellierkünste zu üben. Sein Zeichenlehrer unterstützte später dieses Talent, indem er es ermunterte, und als allmählich die Frage nach einer Berufswahl auftauchte, war der nunmehrige Hans entschlossen, Bildhauer zu werden. Vater und Mutter hatten nichts dagegen. In beiden war da eine ästhetische Ader, eine Achtung vor der sonst unbegreiflichen Kunst, und schließlich hätten sie nicht vermocht, ihrem Einzigem auch den unvernünftigsten Wunsch abzuschlagen.

Also bezog der junge Hans nach einer stillen und freundlichen Jugend die Kunstakademie der Stadt und lernte, was seines Berufes war. Seine Professoren waren mit ihm wohl zufrieden, der eine oder andere verhieß ihm sogar eine Art Zukunft, er arbeitete an Denkmälern mit, die sie in Auftrag bekamen, schuf Adler, Löwen, Ornamente und versuchte sich nebenbei selbständig. Dieses alles kostete nicht wenig Geld, aber der Vater Huckedich gab gern, was er sparsam zurückgelegt, denn einmal, in naher Zeit, würde sich ja alles tausendfach vergelten und die Opfer lohnend bezahlt machen. Doch diese nahe Zeit kam nicht.

Hans verließ ausgelernt die Akademie, richtete sich das allerbescheidenste Atelier ein und arbeitete drauf los. Aber es kamen weder Besteller noch Aufträge, und er saß da zwischen seinen Göttinnen und Heroen, Masken und Tieren und verdiente nichts. Das Geld der Eltern schwand hin, und um nur leben zu können, mußte der junge Künstler tun, was so viele tun müssen: die Kunst ins Joch spannen und um Brot betteln schicken. Er arbeitete für Porzellanfabriken kleine Modelle, Vasen, Figürchen, Tassen; er machte für eine Bronzegußfabrik Lampenfüße, Aschenbecher, Tischglocken, Tintenfässer. Und so verdiente er

sich sein bißchen Brot. Die große Kunst war in die Ecke gestellt und verhüllt. Er schämte sich.

Da starb der Vater, und in derselben Woche folgte ihm, aus Schreck und Kummer, die zarte, dürftige Mutter. Als Hans Huckedich von der zweiten Beerdigung heimkehrte, in sein dunkelndes kleines Atelier trat und sah, was da auf ihn wartete, erfaßte ihn mitten in seinem Schmerz eine verzweifelte Wut. Er zerstampfte und zerbrach, laut schluchzend, die erbärmlichen Modelle von Tasse, Aschenbecher und Lampenfuß, warf seine unverkauften Statuen um und stand also nicht nur unter den Scherben seiner Arbeit, sondern, wie ihm schien, auch auf den Trümmern seines Lebens. Er brach zusammen und gab sich der Schwäche hin.

Es folgte nun eine gar betrübliche Zeit. Der geringe Nachlaß hatte einen nur kleinen Erlös gebracht, den Hans langsam und geizig aufzehrte. Aber so sehr er sich auch einschränkte, das Geld schmolz hin, und die Not drohte. Er arbeitete nicht, denn er wußte nicht, zu welchem Zwecke. Es hatte keinen Sinn, das Atelier zu füllen, und das Material war auch nicht umsonst zu haben.

Der unglückliche Bildhauer, für das Leid nicht gestählt, zart an Seele und Leib, dem Leben in keiner Beziehung gewachsen, lag tatenlos auf seinem Bett oder schlenderte gedankenlos durch die Stadt, durch stille, duftende Gartenstraßen und durch die lauten, bunten Verkehrsboulevards, aber weder das eine noch das andere weckte ihn zu Mut, Hoffnung und Handeln.

Doch eines Tages gingen ihm unerwartet die Augen auf. Er träumte sich durch eine vielbegangene Geschäftsstraße des Stadtzentrums hindurch, als er den Blick hob. Er sah in das große Fenster eines Konfektionsmagazins hinein, wo drei oder vier angezogene lebensgroße Puppen die Kostüme der Firma zur Schau stellten. Sie lächelten nichtssagend mit ihren einfältigen Wachsgesichtern, standen steif und starr da und trugen empfindungslos die Pracht der Gewänder.

Bei diesem Anblick wurde Hans Huckle-